

Der Freie Schwarzwälder

Wildbader Anzeiger und Tageblatt

mit Erzähler vom Schwarzwald.



Ercheint
an allen Wochentagen.
Abonnement
in der Stadt viereljährlich M. 1.20
monatl. 40 Pf.
bei allen wirtsch. Postanstalten
und Boten im Aus- u. Nach-
barortsverkehr viereljährlich M. 1.
ausserhalb desselben M. 1.
hieszu Bestellgeld 30 Pf.
Telefon Nr. 41.

Amtsblatt für die Stadt Wildbad.

Verkundigungsblatt
der Kgl. Forstämter Wildbad, Meißern,
Enzklösterle u.
mit
amtlicher Fremdenliste.

Inserate nur 3 Pfg.
Anzeigen 10 Pfg. die Klein-
spaltige Zeile.
Reklamen 15 Pfg. die
Zeile.
Bei Wiederholungen entgeg.
Rabatt.
Abonnements
nach Uebereinkunft
Telegraph.-Adresse:
Schwarzwälder Wildbad.

Nr. 301.

Freitag, den 27. Dezember

1907

Des deutschen Reiches Finanznot.

Das deutsche Reich, das Gott erbarm,
ist geworden ärmlich arm.

Das Ende der Zeit, in der Zentrum und Konservative die deutsche Reichsregierung beeinflusst haben, bietet ein tauriges Bild der Reichsfinanzen. Die Reichsschulden haben sich seit dem Abgange des Reichskanzlers Caprivi fast verdoppelt und betragen jetzt annähernd 4 Milliarden Mark. Dazu kommt das Defizit von etwa 120 Millionen Mark. Schon zwei Jahre nach der glorreichen Finanzreform des Herrn v. Stengel klagt und bittet die Reichsregierung: gebt mir neue Steuern! Und diese letzte, ärgste Not der Reichsfinanzen kommt nicht etwa von neuen, starken Militärlasten. Natürlich sind die Militärausgaben ein gewaltiger Posten, aber gerade die letzten Jahre brachten, abgesehen von dem leidigen Kriege in Südwestafrika, keine neuen Militärvermehrungen. Der Grund der letzten Finanznöte liegt auf dem Wirtschaftsgebiete und läßt sich zusammenfassen in die Worte: der hohe Zoll ruiniert den Staat!

Die Einwirkungen des Zolles auf den Staat zeigt sich in folgenden Richtungen:

1. Der Staat ist ein großer Käufer von Eisen und vielerlei sonstigem Material, das zur Bewaffnung oder zum Verkehrswesen gehört, und als Käufer wird er nun auf Grund seiner eigenen Befehle verteuert.

2. Der Staat ist der größte Käufer von Lebensmitteln, denn er hat über eine halbe Million Soldaten zu ernähren, und als Käufer von Lebensmitteln wird er auf Grund seiner eigenen Zollgesetze verteuert.

3. Der Staat ist der größte Arbeitgeber, indem er hunderttausende von Beamten und Arbeitern beschäftigt. Alle diese Beamten und Arbeiter müssen entweder wegen der Verteuerung höhere Gehälter und Löhne bekommen oder ihre Leistungskraft wird herabsinken.

Der Staat muß also infolge des übertriebenen Zollsystems viel teurer wirtschaften als vorher. Wie aber steht es gleichzeitig mit seinen Einnahmen? Auch seine Einnahmen leiden unter demselben Zollsystem. Der Zweck des Schutzzolles ist ja offenbar, die Einfuhr vom Auslande her möglichst zu verhindern. Je besser das gelingt, desto geringer aber wird die Zolleinnahme des Reiches. Wenn einmal die Schutzzölle so wirksam sein würden, wie die Agrarier es wünschen, dann würden zwar alle Inlandspreise riesenhoch sein, die Reichsverwaltung

selbst aber kann dann betteln gehen. Die Zölle werden der Reichskasse desto vorteilhafter sein, je mehr sie die Einfuhr nicht hindern sondern zulassen. Soweit man aus dem jetzt vorliegenden Entwurfe des Reichshaushaltes sehen kann, ist bei uns der Gipfel der Zolleinnahme bereits überschritten. Das auf die Spitze getriebene System tötet sich selber. Wie anders war es seiner Zeit unter Caprivi! Damals wurden die Zölle herabgesetzt und es dauerte nicht zwei Jahre, so hoben sich die Reichseinnahmen!

Während aber das jetzige Zollsystem keine Stärkung sondern eine Schwächung der Reichsfinanzverwaltung ist, so wird es dennoch von der Mehrzahl der Bevölkerung als eine starke Steuer empfunden, denn es zwingt alle Konsumenten, eine regelmäßige Abgabe an die Getreideverkäufer und Eisenverkäufer zu geben. Das was auf diese Weise die Bevölkerung an Privatleute zahlt, ist etwa jedes Mal so groß als der Zoll, der in die Reichskasse kommt. Wir haben also einen sehr harten Steuerdruck und trotzdem eine Reichsfinanznot. Wieviel mehr Einkommensteuer oder Zölle auf Luxusartikel würde die Bevölkerung tragen können, wenn man ihr die Nahrungssteuer wegnehmen könnte! Wir wissen, daß dazu jetzt keine Ausichten sind, aber es ist unsere Pflicht, auf den Zusammenhang von Reichsfinanznot und Agrariervorurteil hinzuweisen.

Kommt nun noch dazu, daß so unverständige Steuern gemacht werden wie die Fahrkartensteuer des Herrn v. Stengel, dann muß Defizit die Folge sein. So aber wird es weiter gehen, bis man Zölle herabsetzt, weil dieses das einzige gründliche Mittel ist, die Leistungskraft des Volkes zu heben. Die Finanzen von England wurden auch erst dann gesund, als überhohe Zölle vermindert wurden. Bis aber diese gründliche Reform möglich ist, bleibt uns nichts anderes übrig, als nach Kräften dafür zu sorgen, daß nicht alte Sünden mit neuen Fehlern verflecht werden.

Raumann
in der „Deilbr. Ztg.“

Rundschau.

Die Gewerbeordnungs-Novelle.

Im Reichstage ist jetzt die Gewerbeordnungs-Novelle, die der Bundesrat vor einigen Tagen angenommen hat, zur Verteilung gelangt. Im Artikel 1 ist eine anderweite Fassung des § 113 Abs. 1 über die Ausstellung von Zeugnissen für gewerbliche

Arbeiter und eine Ergänzung des § 114a über die Einführung von Lohnbüchern oder Arbeitszetteln vorgegeben. Ferner werden Abänderungen des § 120 Abs. 3 über die Verpflichtung zum Besuche von Fortbildungsschulen und über die zur Ausführung dieser Bestimmung erforderlichen Vorschriften sowie des § 120 e Abs. 1, betreffend den Erlaß von Bestimmungen des Bundesrats zur Durchführung der in den §§ 120 a bis 120 e enthaltenen Grundzüge, in Aussicht genommen. Auch wird eine Erweiterung der Bestimmung im § 120 e Abs. 1 über die dem Bundesrate bisher ausschließlich verliehene Ermächtigung zur Bekämpfung der von übermäßigen Arbeitszeiten herrührenden Gefahren und im Zusammenhang hiermit eine Aenderung des § 120 e Abs. 2 vorgeschlagen.

Der Art. 2 enthält Bestimmungen über die Rechtsverhältnisse der Werkmeister, Techniker usw., während im Art. 3 Bestimmungen über Herabsetzung der eifständigen Maximalarbeitszeit der Arbeiterinnen auf eine zehnstündige Dauer und Vorschriften über die Einführung einer eifständigen ununterbrochenen Nachruhe für Arbeiterinnen und jugendliche Arbeiter aufgenommen sind. Außerdem wird neben der Aufhebung des § 134 Abs. 3 über die Lohnzahlung eine feste Abgrenzung des Geltungsbereiches der Arbeiterschutzbestimmungen in Vorschlag gebracht. Der Art. 4 regelt die Arbeitsverhältnisse in der Hausarbeit. Der Art. 5 enthält eine Ergänzung der Strafvorschriften, insbesondere nach der Richtung hin, daß für wiederholte Vergehen gegen gewisse Arbeiterschutzbestimmungen ein erhöhtes Mindeststrafmaß eingeführt wird. In den Artikeln 6 und 7 haben diejenigen Vorschriften Aufnahme gefunden, welche sich infolge der im Art. 3 vorgeschlagenen Aenderungen der Gewerbeordnung und der Bundesratsbestimmungen als erforderlich erweisen. Im Art. 8 wird über das Inkrafttreten des Gesetzes Bestimmung getroffen.

Das Gesetz soll am 1. Januar 1909 in Kraft treten.

Preisregulierung im Handwerk.

In Elberfeld hat eine Delegiertenversammlung des Rheinisch-westfälischen Provinzial-Tischlerverbandes zu den Fragen der einheitlichen Verkaufspreise und Lieferungsverträge Stellung genommen. Es wurde beschloffen, eine Kommission zu wählen, zu der sechs Tischlerinnungen Vertreter senden sollen. Die Kom-

mission hat sich an dem bunten Prunk der geschmückten Altäre ergötzt.

haben war, wußte das kleine Mädchen schon, der Vater ging aber stets gern auf ihre Ideen ein.

XXXII.

Um ein Uhr traf Lisi am Bahnhof Unterböbling mit ihrem Verehrer zusammen; er stand unauffällig unter den Wartenden und begab sich ohne Hast zu dem Coupe zweiter Klasse, in das er Lisi einsteigen sah. Ein Handkuß war zwischen ihnen die einzige Begrüßung, damit die Mitreisenden nicht aufmerksam werden sollten; sie schauten ohnehin mit allen Augen auf die reizende Frau in beräuchernder Toilette.

In Klosterneuburg-Kirking stiegen alle aus. Lisi und der Leutnant blieben allein.

„Na, Gott sei Dank, jeh' sind's draußen,“ bemerkte der Leutnant sehr erleichtert und drückte von neuem seine roten Lippen auf den langen Handschuh Lisis.

„Wo führen Sie mich denn eigentlich hin, Herr Leutnant?“ fragte sie, „Sie ham nur g'sagt, Sie wissen schöne Waldwege, aber wohin, das ham's mir nicht erzählt. Ich hab' halt aufs Geratewohl die Karten bis Absdorf g'nommen, da könn' ma dann aussteigen, wo ma wollen.“

„Sie werden schon sehen, gnä' Frau,“ erwiderte der Leutnant, „ich hab' mir's selber erst ausdenken müssen, was das Beste und Sicherste is.“

Station Hölstein. Sie waren angelangt. Zu des Leutnants großer Freude die einzigen Aussteigenden. Nein, da wickelte sich noch ein Obstweib mit leerem Korb und verschwiegenem Gesicht aus der dritten Klasse heraus. Sie ging dicht hinter dem Paare her durch das saubere Dorf. Lisi fürchtete schon, ihre Begleitung den ganzen Weg lang ertragen zu müssen, aber sie schwenkte ab in eines der reinlichen, wohlhabend aussehenden Häuser, und die beiden stiegen, jetzt wirklich allein, die steile Dorfstraße hinan. Am stillen Friedhof zog sich der Weg vorbei. Der Leutnant blieb stehen und schaute über die niedrige Mauer, auf die gutgehaltenen, grasigen Gräber und die blühenden Bäume. Er machte Lisi aufmerksam.

„Schaun's her, gnä' Frau, das is amal a hübscher Kirchhof! Da hat's Begrabensein wirklich nichts Trauriges.“

(Fortsetzung folgt.)

Die andre Hälfte.

Roman von Martin Kitzler.

(Fortsetzung.)

Lisi hatte anfangs „aus Hef“ in die heimlichen Spaziergänge gewilligt. Als nun der Verliebte sie immer länger ausdehnen wollte, als er unermüdlich an Vorschlägen war, wie sie sich hier und dort, ganz ohne Aufsehen, treffen konnten, als er sie veranlaßte, allerlei Erfindungen und Ausflüchte zu gebrauchen, um mit ihm beisammen zu sein, da dämmerte ihr doch der Gedanke eines Unrechts gegen Arnold auf. Inzwischen wußte ihn Kronauer immer wieder zum Schweigen zu bringen.

„Das wär' noch schöner, wenn zwei Verwandte wie „Das wär' noch schöner, wenn zwei Verwandte wie wohin fahren könnten. Freilich, dort unter alle die Ausflüchte, wo vielleicht Bekannte darunter sind, und mitten im Rauch zu sitzen, das möcht' ich Ihnen schon nicht zumuten, gnä' Frau; da laß ma uns halt a Schamber separatee geben, und da können wir ganz gemütlich und ungeniert soupiere.“

Aber das mochte Lisi doch nicht; das Wort „Schamber separatee“ empfand sie als etwas durchaus Unanständiges. Nun schlug der Leutnant Waldwege und Wirtschaftshäuser vor, „wo man kein' Menschen trifft, wo ma ganz und gar allein is“, und darin willigte Lisi ein. Einen Nachmittag konnte sie sich leicht frei machen.

„Auf ein bißel Lugerei darf's uns halt nicht ankommen!“ meinte er, und lachend stimmte Lisi zu.

Die Charwoche brachte einen Stillstand ihrer Spaziergänge, und Kronauers leidenschaftliche Ungeduld wurde dadurch nur gesteigert. Aber Lisi hatte es für „eine Sünd“ angesehen, nicht die gewohnte Zahl der heiligen Gräber zu besuchen. Sie zog in schönster Frühlingstourette von Kirche zu Kirche, freute sich an der Aus schmückung der geweihten Stätten, traf mitunter Bekannte, mit denen sie einen kleinen Plausch abhielt, trüfferte die Kleider der anderen Frommen und rechnete sich diese angenehmen Spaziergänge als Gottesdienste an. Den Leutnant konnte sie dazu nicht brauchen, schon darum nicht, weil Esse, die Ferien hatte, mit ihr lief und

händigen vernommen. Während des letzten Teils der Vormittagsitzung wurden Frau v. Elbe und Fürst Eulenburg noch einmal eingehend vernommen. Nach halb 2 Uhr wurde eine halbstündige Pause gemacht. — In der Nachmittagsitzung wird bis gegen 1/4 4 Uhr nichtöffentlich verhandelt. Sodann wird die Defensivklage wieder hergestellt. Zunächst wird die Krankenpflegerin Hedwig Lange vernommen, die Frau v. Elbe, ehemalige Gräfin Moltke, in den Jahren 1899 und 1900 gepflegt hat. Im Laufe der Nachmittagsitzung fanden sehr eingehende Erörterungen über den körperlichen und den seelischen Zustand der Frau v. Elbe in der in Betracht kommenden Zeit statt, insbesondere über die Frage, ob Frau v. Elbe hysterisch sei. An diesen Erörterungen beteiligten sich der als Zeuge erschienene langjährige Hausarzt der jetzigen Frau v. Elbe, Dr. Korn, sowie die Sachverständigen Medizinalrat Dr. Hoffmann und Geh. Medizinalrat Bernstein. Um 5 Uhr wurde auf den von Justizrat Bernstein geäußerten Wunsch Vertagung bis Freitag beschlossen.

Unter den nachmittags vernommenen Zeugen befindet sich auch die frühere Gesellschafterin der Frau v. Elbe, die vom Juli 1900 bis Mai 1901 bei ihr gewesen ist. Die Zeugin bekundet, daß Frau v. Elbe auf Spaziergängen und im Hause häufig mit ihr über ihre Ehe mit Graf Moltke und den Ehescheidungsprozeß gesprochen habe. Frau v. Elbe habe dabei gesagt: „Einen von uns kostet es den Kragen, hoffentlich ihn.“ Sie habe aber später von ihren ersten Schilderungen verschiedenes als unwahr bezeichnet und sie (Zeugin) wegen dieser Unwahrheiten um Verzeihung gebeten. Auf Befragen des Oberstaatsanwalts erklärt die Zeugin ferner, daß Frau v. Elbe sie gelegentlich gefragt habe, ob sie ihr nicht Journalisten nennen könnte, denen sie Material geben könnte, um den Grafen Moltke bloßzustellen. Den Ausdruck „Blöße stellen“ erhält sie auf Befragen von Justizrat Sello und Frau v. Elbe, die sich dessen nicht erinnert, aufrecht.

Berlin, 23. Dez. Das „Berliner Tagblatt“ meldet: Frau v. Elbe wurde heute noch einmal vernommen und hatte ein wahres Kreuzfeuer von Fragen auszuhalten. Das Ergebnis war, daß Frau v. Elbe in vielen Punkten ihre früheren Äußerungen über den Grafen Moltke wesentlich einschränkte, eine Tatsache, die dem Angeklagten Schaden und dem Justizrat Bernstein Veranlassung gaben, über diese Abschwächung der Zeugin ihre Verwunderung auszusprechen. Dr. Magnus Hirschfeld, der Sachverständige im ersten Prozeß, soll eine Erklärung dahin gegeben haben, sein Gutachten in der Schöffengerichtsverhandlung habe sich auf die Zeugenaussage der Frau v. Elbe gestützt. Nachdem die Zeugin ihre Aussage wesentlich abgeschwächt habe und von den verschiedensten Seiten ihre objektive Glaubwürdigkeit in Zweifel gezogen sei, seien die Voraussetzungen und Grundlagen seines früheren Gutachtens so hinfällig geworden, daß natürlich auch die feinerzeit daraus gezogenen Schlüsse in Fortfall kämen. Die „Bosliche Zeitung“ teilt noch mit: In der Samstagssitzung erklärte Harden, nachdem er sich bereits auf die Erbprinzessin von Meiningen berufen hatte, zum Staatsanwalt gewandt: „Aber Herr Oberstaatsanwalt, zwingen Sie mich nicht, auch noch den letzten Trumpf auszuspielen!“ — „Bitte, Herr Harden, tun Sie es doch und drohen Sie nicht“, verjeste zuversichtlich Oberstaatsanwalt Jesenbier. Es handelt sich nämlich darum, daß von der Verteidigung Harzens ein Antrag auf Vernehmung der Erbprinzessin von Meiningen gestellt worden sein soll. Die Erbprinzessin war in Breslau, als Graf Moltke dort Kommandeur der Leibkavallerie war. Sie soll sich über den Grafen Moltke und dessen anormale Veranlagung zu verschiedenen Personen geäußert haben. Der Gerichtshof konnte sich, nach dem Berliner Tagblatt, über den Antrag, die Erbprinzessin in Berlin als Zeugin zu vernehmen, nicht schlüssig machen. Da es ihm zweifelhaft erschien, ob nicht die Erbprinzessin — sie ist eine Schwester des Kaisers — unter dem preussischen Hausgesetz stehe, wonach sie nur in ihrer Wohnung vernommen werden dürfe. Dagegen soll Geh. Medizinalrat Schwenninger, da er schwer erkrankt ist, in München durch einen Richter vernommen werden.

Berlin, 23. Dez. Gouverneur a. D. Woldemar Lorn wurde heute vom kaiserlichen Disziplinarkhof für die Schutzgebiete wegen Disziplinvergehens, beanstanden in Loos, zur Strafverurteilung, 800 Mk. Geldstrafe und Tragung der Kosten verurteilt. Die erste Instanz, die kaiserliche Disziplinarkammer für die Schutzgebiete, hatte auf Dienstentlassung anerkannt.

Schwurgerichte. Das Oberlandesgericht hat verfügt, daß die ordentlichen Schwurgerichtssitzungen des I. Quartals 1908 zu eröffnen sind in Stuttgart am 3. Februar (Vorsteher Landgerichtsdirektor v. Fischer), in Heilbronn am 27. Januar (Landgerichtsdirektor Schuster), in Tübingen am 10. Februar (Landgerichtsdirektor Dr. Kapff), in Rottweil am 21. Januar (Landgerichtsrat Rau), in Ellwangen am 20. Januar (Landgerichtsdirektor Hoff), in Ulm am 14. Januar (Landgerichtsdirektor Haasis), in Ulm am 29. Januar (Landgerichtsdirektor Lempp), in Ravensburg am 20. Januar (Landgerichtsdirektor Hartmann).

Kunst und Wissenschaft.

Berlin, 23. Dez. Der Pianist Emico Toffelli gab nach einer Reihung aus Mailand am gestrigen Sonntag im Mailänder Konservatorium sein erstes Konzert nach seiner Verheiratung mit der Gräfin Montignoso. Der Saal war ausverkauft und der Erlös einem wohltätigen Zweck gewidmet. Das Publikum spendete den Vortragenden Toffelli reichlichen Beifall. Die dem Konzert beiwohnernde Gattin des Künstlers „war Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit“. Von Mailand begibt sich Toffelli allein auf

eine Kunstreise nach Lucca und Genua, wo er vom 10. bis 28. Jan. zu konzertieren gedenkt. Von Genua will Toffelli nach Warschau gehen.

Im Bodensee-Städtle.

Von Robert Jacques.

Abends gingen viele in den „Hirschen“. Diese Weinstube lag in dem ersten Stockwerk eines alten, dickbauchigen Hauses. Sie hatte zwei kleine Zimmer, in denen die Fenster wie Rischen tief im dicken Mauerwerk standen. Die Decken hingen heimlich und gemütlich niedrig. Das eine der Zimmer war die „Herrenstube“. Die war mit dickflumigen, goldschimmernden Tapeten besetzt, und ein Mobier aus braunem, poliertem Kirschbaumholz stand an einer Wand. An den schönen, alten Fenstern hingen moderne rote Tuchgardinen mit grauen, aufgenähten Bändern und wunderten sich ununterbrochen, wie sie dahin gekommen sein mochten. Alle Sessel hatten Strohsessel, und die Wandbänke waren mit neuem, gepreßtem Leder gepolstert.

Wenn man die behäbige, breite Eichenholztreppe, die ganz rotbraun vom Alter gebräunt war, hinaufkam, ein wenig in dem großen Treppenraum weilte, in dem in allen Wänden und Türen Schränkchen staken, und dann in die Herrenstube trat, da war man nicht übel erstaunt. Trat man aber durch die Tür nebenan, in der noch ein rundes Guckloch war, so kam man in eine Stube, in der alle Tische weißholzerne Platten hatten, und die Stühle waren Stabellen mit vier runden Beinen aus Buchenholz und einem rückwärts geneigten Rücken, in dem ein Herz ausgehöhlet war. Hier waren keine goldschimmernden Tapeten an den Wänden, wohl aber lag eine einfache Holztafelung an ihnen, und Bier und Tabakrauch hatten die schönsten Farben hineingewirkt. Von dieser Stube hielten sich die „Jurisisten“, die Gäste der Herrenstube, fest und steif fern, und es mußte schon Fastnacht sein oder Kriegervereinsfest oder nationalliberale Wählerversammlung, damit die Tür, die beide Stuben verband, geöffnet blieb, und so wenigstens der Schein eines Zusammenhanges hervorgerufen wurde.

In diesem Stübchen aber wohnten die echten Leute des Städtchens. Ich kann frei sagen: wohnten! Denn die gute alte Gewohnheit des Hirschenstübchens war ihnen ins Blut gegangen. Schon vom Vater und Ahn her. Hier endigte die Sehnsucht einer jeden Tagesstunde, und die Erfüllung dieser Sehnsucht an den langen Abenden war Heimat, Familie, Beruf, Lebenszufriedenheit. Wohllich umgeben, heimlich beruhigt schlugen die Herzen in diesem getäfelten Altarstübchen und pflegten ihr Liebes, das ein jeder hier besaß. Und das war bei dem einen das goldrote Weinsburger Weinele aus dem Vrijahr, und bei dem anderen, wie zum Beispiel dem alten pensionierten Gerichtsjekretär Dehne der tragende Sippflinger, der mit mehr Recht zum Salatmachen als zum Trinken benutzt werden konnte. Aber er kostete nur 15 Pfg. das Biertele, und der Herr Sekretär mußte sparen, weil er einen jeden Herbst fünf Tage nach Berlin fuhr, wo der Graukopf sich „schrecklich“ amüsierte. Von Berlin erzählte er auch immer seine Nordgeschichten im Hirschen. Wer die anderen gabene wenig Obacht. Was war das: Berlin? —

Der Gerichtsaktuar hingegen zog den wärzigen Toler vor. Der Schreinermeister Wolfstriegel hielt sich an den Marktgräber, weil er ein Weinkennner war und es sich außerdem leisten konnte — 35 Pfg. das Biertele. Der Gemeindefreier Dorn hatte eigentlich keine Weinzunge. Ein Sippflinger hätte ihn auch befriedigt. Aber er schuldete seiner Stellung einen Wein zu 30 Pfg. Deshalb trank er immer neuen guten Sagnauer. Der Techniker, der aus Steiermark verschrieben worden und mit dem Baumeister Reiner verschwägert war, um das Elektrizitätswerk jede Woche wenigstens einmal streifen zu lassen, bestellte immer: „Marietele, e Sprigete!“ Und das Rische-Karle, dem war's Wurscht; der trank, was man ihm vorsetzte.

Ueberhaupt das Rische-Karle! Wenn der nicht im Städtlein gewesen! Ein kleiner Bursch, blond, mit rauher, sich schälender Haut, blauen, bliden und hinterlistigen Augen und zwei dünnen Silberreihen in den Ohrläppchen. Er hieß das Rische-Karle, weil er einestheils auf den Namen Karl getauft und zugleich beim Bahnspediteur Knecht war; so daß in dem ganzen Städtchen so leicht nicht die Rische zu finden war, die nicht erst durch Karleshände gegangen wäre. Sicher wüßte man es nur von einer. Wenigstens behauptete das Rische-Karle, der sonst eigentlich ein guter Kerl war, dem Gemeindefreier seine beiden Hunde schliefen in einer Kiste, die schon im Städtchen war, bevor es eine Bahn und einen Speditur und also einen Rische-Karle gegeben habe. Deshalb waren diese beiden Männer mit der Zeit schreckliche Feinde geworden. Und noch aus einer anderen Ursache. Nämlich... aber das war lediglich die Behauptung Rische-Karles das Städtchen blieb schon seit Jahren auf 3999 Einwohner stehen, während alles ringsum sich vergrößerte. Rische-Karle, der dies wissen mußte, behauptete, daß das die Schuld des Gemeindefreiers sei, der niemals den viertausendsten Einwohner in die Liste brachte, weil sonst, wie es im Lande Gesetz war, die Hundsteuer verdoppelt worden wäre, und er für seine beiden Hunde hätte 32 Mk. statt 16 bezahlen müssen. Was daran Wahrheit — wer möchte das ferner behaupten? Aber die Tatsache der 3999 Einwohner bestand und beleidigte fortgesetzt das Rische-Karle, in seinem Bahnspediteurgehilfsheitz, weil er einen Bruder hatte, der in Säckingen Bahnspediteurgehilfe war, und Säckingen schon seit fünf Jahren 4025 Einwohner hatte. Das Rische-Karle wollte auch Bahnspediteurgehilfen sein in einer Stadt von über 4000 Einwohnern, und dies hätte er haben können, wenn der verfluchte Stadtsekretär keine zwei Hunde gehabt und den viertausendsten Einwohner unbeschadet in die Liste hätte gelangen lassen können.

Die Reibungen zwischen den beiden Leuten waren, fast jeden Abend das Gaudi der Hirschen-Gäste. Ja, selbst die Jurisisten aus der Herrenstube amüsierten sich mit, wenn sie durch das Zimmer gingen und das Rische-Karle im Feuer sahen.

Aber das Rische-Karle hatte noch einen Feind. Das war der Dienstmann Fecht, der einzige Dienstmann im Städtchen. Der Dienstmann Fecht war ein kleiner, grau-

löppiger Kerl mit nur einem Auge und einer Natur, die so zugleich Einfügigkeit und Faulheit war, daß es kaum irgendwo ein zweites ähnliches Exemplar Mensch gab. Er hatte ein altes eisernes Dreirad, mit dem er immer zu den Jügen fuhr. Den Kopf seitwärts nach vorn geneigt, als wollte er sich durch die Luft durchbeissen, die Röhren mit dicken Striden unwidrig, nicht rechts, nicht links schauend, lachte er, blühschnell die Pedale tretend, dahin. Und wenn sein Dreirad durch die Gassen knatterte, wußte man: „In einer Viertelstunde kommt's Jügele von!“ Fecht besaß neben seinem Dreirad noch etwas, und gerade das war der Gegenstand des Reides des Rische-Karle: dieses etwas war eine rote Mütze, um die ein Metallschild gebunden war; und auf dem Metallschild stand: „Dienstmann Nr. 1“. Das Rische-Karle sagte immer, der Fecht trüge diese Mütze ohne Berechtigung, und ihm, dem Karle läme sie eigentlich zu. Der Fecht aber, fuhr mit dem Finger unter der Nase durch und meinte, einer, der sein Bett noch nicht reinlich halten könnte, verdiente so eine Mütze nicht! Dann lachte das Rische-Karle, und die Wut lähmte seine Zunge.

Einmal gab es einen großen Krach im Hirschen. Dabei hatten aber weder das Rische-Karle, noch der Dienstmann Nr. 1 etwas zu tun. Der alte Marktgräber war ausgegangen und das schmiedete eines Abends plötzlich die Weinzunge des Schreiners Wolfstriegel. Der war nun beleidigt, weil er glaubte, der Gasthof habe seine Weinkennntnis ungebührlich behandelt und sie zu betrügen versucht. Und er zog aus.

Diese heftige Tatsache, daß der Wolfstriegel, nun jeden Abend in den „Jule Pelz“ ging, war der Gegenstand erschöpfender und aufregender Unterhaltungen. Mit gewichtigen Tatsachen rücte man dem Wirt auf den Leib und meinte, daß doch noch vielleicht eine andere Ursache hinter dem Umzug Wolfstriegels stecken könnte, als der neue Marktgräber. Der Wirt hörte mit bekümmertem Gesicht zu, und so oft er aus der Stube ging, um einem Gast ein neues Biertele zu zapfen, knurrte er zwischen den Zähnen: „Der Schandbub!“

Im „Jule Pelz“ aber verkehrten zuviel „Mademische“. Der Wirt war auch ein Auswärtiger, und war sein Wein nicht schlecht (wie sorgfältig erprobte ihn Wolfstriegel! Er wog gleichsam jedes Tröpflein auf der Zunge wie ein Chemiker auf der Waage im Glaslabell!) so kam doch keine so rechte Zusammengehörigkeit zwischen dem Trinker und dem Stuhl, auf dem er saß, der Tischplatte, auf der sein Wein stand und diesem Wein selbst. Die Reben der Hirschenameraden staken ihm auch schon zu sehr im Blut.

So begann Wolfstriegel schon nach kurzer Zeit wieder zum Hirschenstübchen hinaufzuheilen, wenn er daran vorbei des Abends zu seinem Tisch in den „Jule Pelz“ ging. Aber der „Danstand“ verbot ihm jetzt hinaufzugehen. Das konnte ihn männiglich wütend machen. Er ballte die Faust und knurrte dasselbe Wort in den Bart, das wir schon von dem Hirschenwirt her kennen: „Der Schandbub!“

Aber weshalb feiern wir die schönen Feste: Fürstengeburtstag, Kriegervereinsfeier, Professionen, Fastnachtsspiele? ... Und es kam auch ein Abend, an dem der Schreiner Wolfstriegel, als indischer Prinz verkleidet, mit einer Fackel in der Hand hinter der Stadtmusik hermarschierte, daß er im Schutze seiner Maske (natürlich konnte ihn trotzdem ein jeder) und der ausgelassenen rüchischenreien Stunde sich wieder hinaufführen ließ. Nun, und einmal droben — da war die Auslösung ja schon fertig! Aber niemand war glücklicher darüber als Wolfstriegel selber.

Während solche wichtigen Dinge sich im ersten Stockwerk des Hirschen begaben, lag etwas schräg jenseits, erhöht, das alte Münster in der Nacht. Unermüßlich spielte das kalte Licht der leise schaukelnden Straßenlaternen mit einem gotischen Steinornament im Ansa einer Fensterrippe. Das gotische Steinornament stand schon seit dem Jahre 1354 oder 1355 — Professor Roth von der Realschule hatte das richtige Jahr nicht so genau feststellen können — an seinem Platz, und es war sein Recht, daß es dem modernen, elektrischen Laternenlicht in nichts nachgab, und keinen Augenblick seine graue, grünliche Miene veränderte. Der eine Turm des Münsters war hoch und hatte eine ganz schlanke, narrenhafte Mütze auf. Neben dem Münster aber leuchteten die Fenster des Gasthauses zur „Hölle“. Die Besitzerin dieser Hölle hieß Theresia Teufel, der Pächter Pfaff, und im zweiten Stockwerk wohnte der Hausierer Engel, der eine geborene Himmel zur Frau hatte. Und so waren alle guten und bösen Dinge beisammen, was die Leute aus dem Städtchen, die sich dies öfter erzählten, gar vortrefflich ergötzte.

Während jene wichtigen Dinge im ersten Stockwerk des Hirschen geschahen, hing auch der dicke Bauch des Erkers an dem schönen alten Löwenzunftshaus und blies sich im Mondenschein mit geräuschloser Behmut auf. Er blidte neidisch dunkel durch die Fenster in die Trinkerstube und in die Gläser im Hirschen und dann sehnsüchtig die mondbeschiene Dächerstucht hinauf, die von dem steilen Ziegeldach des Rathauses in monumentaler Gebärde über das Dach des kleinen Turmes und des Münsters bis hoch zu der drolligen Karreite der Mütze des großen Turmes stieg und eine mittelalterliche Größe voll zauberhafter Kunst besaß.

Unter diesen Dächern erhob sich etwas nach elf Uhr der Polizeidiener Scheivelle, bekannter im Städtchen unter dem Namen „der Regelsuppler“, von seinem Lager im Wachtlokal, schnallte sich den schweren Säbel um und schickte sich an, die Runde zu machen, und die Polizeistunde zu gebieten. Der Hirsch war das erste Haus. Der Regelsuppler schob schnell mit seinem schiefen Gang, wie ein schwerer Segler, der geneigt gegen die Winde kreuzt, über die Nachtsitze und in den Hirschen. Aber man sah ihn nicht mehr herauskommen.

Um halbzwölf ertöschten die Straßenlaternen. Mit einem leisen, hämischen Richern fiel das gotische Steinornament am Münsterfenster in die Nacht und hing bald an ruhig zu schlafen. Und um den drolligen Kopf des hohen Münsterturmes klangen und wanderten die alten, einsamen Sterne.

Wildbad.

Bekanntmachung

des Ergebnisses der Gemeinderatswahl.

Bei der am 21. Dezember 1907 vorgenommenen Gemeinderatswahl haben von 670 wahlberechtigten Bürgern 475 abgestimmt, wobei die meisten Stimmen entfielen auf

1. Christian Schmid, Zimmermeister hier 280 Stimmen
2. Hermann Großmann, Fleischerstr. hier 236 Stimmen
3. Christof Treiber, Gastwirt hier 219 Stimmen
4. Carl Wilhelm Bott, Kaufmann hier 152 Stimmen

welche sonach auf die Dauer von 6 Jahren in den Gemeinderat gewählt sind.

Die Gültigkeit der Wahl kann von jedem Wahlberechtigten innerhalb einer Woche nach der öffentlichen Bekanntmachung des Wahlergebnisses im Wege der Einsprache beim Gemeinderat angefochten werden. Den 23. Dezember 1907. Stadtschultheißenamt: B ä g n e r.

Vereinsbank Wildbad.

eingetragene Genossenschaft mit unbeschr. Haftpfl.

Am Dienstag den 31. Dezember 1907 bleibt unsere Kasse nachmittags

geschlossen.

Turnverein Wildbad

Am Sonntag den 29. Dezember 1907 von abends 7 Uhr ab findet in der Turnhalle unsere

Weihnachts-Feier

verbunden mit komischen und turnerischen Aufführungen, Gabenverlosung und nachfolgendem Tanz statt

Die verehrl. Ehren- und passiven Mitglieder sowie Freunde der Turnhalle sind höflichst eingeladen.

Eintritt für Nichtmitglieder 1 Mark

Turnhalleöffnung 7 1/2 Uhr

Anfang präzise 7 Uhr.

Der Ausschuss.

NB. Die werten Mitglieder des Vereins werden gebeten, dem Verein zuge dachte Gaben an den Kassier Fröhlich, Karl Bägner zum Ochsen oder Herrn Trautz Volkswirt, abzugeben.

Von Samstag morgen 8 Uhr ab ist

prima Schweinefleisch

das Pfund zu 70 Pfg. zu haben bei

Gottlieb Bechtle.

Statt Karten.

Anna Heinzmann
Hans Grundner

Verlobte

Sirchhorn Königsberg
a. N. i. Fr.

Weihnachten 1907.

Zu vermieten
eine schöne

Wohnung

im 2. Stock bestehend in 5 Zimmer mit Gas und Wasserleitung nebst Zubehör bis 1. Januar oder 1. März Geschwister Freund.

Prima junges fettes Kuhfleisch

das Pfund 64 Pfg. ist von morgen früh ab zu haben bei

Mehrgemeister Walz.

Feinsten

Bienenhonig

empfiehlt Georg Rath.

Eine Wohnung

mit 1 Zimmer, Küche und Zubehör hat bis 1. April oder früher zu vermieten.

W. Sieber, Uhrmacher.

Turnverein Wildbad.

Heute Freitag abends 7 1/8 Uhr

Singstunde

in der Turnhalle
um 9 Uhr

Zurnstunde

Vollzähliges und pünktliches Erscheinen dringend notwendig.
Der Vorstand.

Dankagung.

Für die vielen Beweise herzlicher Liebe und Teilnahme welche wir beim Hinscheiden meines lieben Mannes, unseres guten Vaters, Schwiegervaters, Großvaters, Bruders und Onkels

Friedrich Sieb

von allen Seiten erfahren durften, für die zahlreichen Blumenspenden, für die ehrende Begleitung zur letzten Ruhestätte, den Gesang der Herrn Lehrer, sowie den Herrn Trägern sagen innigsten Dank.

Wildbad, den 28. Dezember 1907.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Tranolin

bestes Präparat zum Einfetten von Schuhzeug, macht haltbar, wasserdicht u. dauerhaft. Ueberall zu haben.

Fabrikant: Carl Gentner, Göppingen.


Kräftiger Hausstrunk  Gesunder Most

ist

Plochinger

Apfelm moststoff

100 Literpaket nur 4. Mk.

Keine Chemikalien  Nur Früchte
deshalb der natürlichste Volkstrunk.
— Auch in 50 und 150 Literpaketen zu haben. —

Ausschließliche Vertretung für Wildbad und Umgebung

C. W. Bott, Wildbad.

Erstes u. grösstes Spezialgeschäft

für elegante, fertige Herren-

und Knabenkonfektion.

Sie finden bei uns, bei den denkbar grössten Auswahl, das Richtige

für jeden Geschmack

∴ für jede Figur ∴

∴ vom einfachsten bis zu den feinsten ∴
∴ Qualitäten. ∴ ∴ ∴

Ornstein & Schwarz

PFORZHEIM

Westl. Karl-Friedrichstrasse No. 8.

Herren-Anzüge von Mk. 10 an

Herren-Paletots von Mk. 9 an

Herren-Pelerinen von Mk. 7 an

Gehrock-Anzüge von Mk. 28 an

Herren-Hosen von Mk. 2 an.

Für

Burschen und Knaben

entzückende Neuheiten, entspr. billiger.

Aufertigung nach Mass unter Garantie des Passens.

